



ROBERT C. MARLEY

Inspector Swanson

und der Fluch des
Hope-Diamanten

KRIMI



◀ ROBERT C. MARLEY ▶

Inspector Swanson

und der Fluch des
Hope-Diamanten



KRIMI





INSPECTOR SWANSON UND DER FLUCH DES HOPE-DIAMANTEN

EIN KRIMINALROMAN AUS DEM JAHRE 1893

von Robert C. Marley

 DRYAS

INHALT

[Cover](#)

[Titel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Vorbemerkung](#)

[Prolog](#)

[Erster Teil](#)

[Zweiter Teil](#)

[Dritter Teil](#)

[Vierter Teil](#)

[Fünfter Teil](#)

[Zur Baker Street Bibliothek](#)

[Impressum](#)

*Für Mario Sarto und Rolf Schepmann, wahre Meister der
Goldschmiedekunst
Und in Erinnerung an K.-J. Pilling, einen der besten
Menschen, die ich je kannte*

„DER MENSCH LIEBT GOLD SO SEHR
UND BEDARF DER LUFT DOCH MEHR.
EIN DIEB, DER DIES BEDENKT, WIRD SELTEN AUFGEHÄNGT.“
FREI NACH LOGAU



VORBEMERKUNG

Auch wenn die Handlung dieses Romans nur lose auf Begebenheiten beruht, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts tatsächlich zutrug, so haben doch die meisten der auftretenden Personen wirklich gelebt oder sind (in den wenigen Fällen, in denen ich Figuren erschaffen musste) selbst so sehr davon überzeugt, real zu sein, dass ich es nicht übers Herz bringe, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Die Geschichte des blauen Hope-Diamanten dagegen ist vollkommen authentisch. Und auch sämtliche Schauplätze existieren wirklich bzw. haben zum Zeitpunkt der Handlung in ihrer beschriebenen Form existiert.

R. C. M.



PROLOG

Paignton, Devon, 20. Dezember 1878

Die Zeit der Kerzen und der Gemütlichkeit. Die Zeit des dampfenden Kakaos und der duftenden Kekse. Die Vorweihnachtszeit. Das war es, worauf sich der blonde Junge und das blasse, kleine Mädchen, das ordentlich neben ihm auf dem Holzschemel saß und mit glänzenden Augen aufmerksam dem bunten Treiben in dem niedrigen Raum zuschaute, schon seit den Sommerferien gefreut hatten.

Als ihr Dad sich geschlagen gegeben hatte (nach all dem Bitten und Quengeln, dem unablässigen Zupfen an seinen Ärmeln, den zwinkernden hellen Kinderaugen und den flehenden „Bitte, Dad. Ja, Dad? Bitte, Daddy!“-Rufen) und sie ihm das Versprechen abgenötigt hatten, dass ihn in diesem Jahr um die Weihnachtszeit herum jeder einmal zur Arbeit begleiten dürfte, waren sie nicht mehr zu halten gewesen. Aus lauter Dankbarkeit und Freude darüber, dass er ihnen diesen Herzenswunsch tatsächlich erfüllen würde, waren sie dort, wo sie gerade standen (unweit der Stallungen in ihrem riesigen, verwilderten Garten nämlich), über ihn hergefallen und hatten ihn zu Boden gerissen. Gott sei Dank war er alles andere als ein strenger Vater. Er hatte sich einfach ins hohe Gras fallen lassen, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und lauthals gelacht. Eine kindliche Übermacht. So einfach war das gewesen.

Seither hatten die vier Kinder an nichts anderes mehr gedacht.

Nun endlich war es so weit. Dad hatte sie zur Seite genommen und sie daran erinnert, dass sie schön brav sein müssten, wenn er seine beiden Jungs und die zwei Mädchen zur Arbeit mitnahm – allerdings nicht alle vier auf einmal. Sie könnten sich dann zwar

alles ansehen, hatte er gesagt, nur anfassen dürften sie nichts. Und was noch wichtiger war: Sie sollten achtgeben, niemandem im Wege zu stehen, weil das Weihnachtsgeschäft, wie er es nannte (ein Wort, das in ihrer aller Ohren nach bunten Geschenkpackungen und farbigen Bändern klang), die wichtigste Zeit des Jahres war. Die Schmuckstücke mussten alle pünktlich fertig werden, und die Goldschmiede hätten alle Hände voll zu tun. Und wenn sie ganz besonders gehorsam wären, würde er ihnen vielleicht sogar den berühmten blauen Hope-Diamanten zeigen, über den sie schon so viele abenteuerliche Geschichten gehört hatten.

Sie hatten natürlich sofort eifrig genickt und ihm fest versprochen, dass sie sich ganz, ganz klein machen würden. Jetzt saßen sie hier, und es war noch viel schöner, als sie es sich vorgestellt hatten.

Über allem schien ein gewisser Zauber zu liegen, so als hinge glitzernder Goldstaub wie feiner Nebel in der Luft. Trotz der fieberhaft arbeitenden Männer war die Werkstatt von einer schier unbeschreiblichen und beinahe körperlich spürbaren Behaglichkeit erfüllt. Draußen, vor den hohen Fenstern, die in den Hof hinausblickten, war es mittlerweile dunkel geworden. Lediglich ein schmaler Streifen des schneebedeckten Kopfsteinpflasters war zu erkennen und funkelte im Schein der Gaslampen an der Decke. Die Werkische, von denen es an der Fensterseite acht oder neun gab, waren voll besetzt. An jedem Platz flackerten die Flämmchen der Lötrohre.

Lötrohre waren etwas extrem Geheimnisvolles für Colleen, so hieß das Mädchen. Sie bestanden aus einem dünnen, am oberen Ende gebogenen Metallröhrchen und hatten etwas unsagbar Magisches an sich. Ganz fasziniert beobachtete Colleen einen der Goldschmiede, um dem Geheimnis dieses merkwürdigen Dingsbums auf die Schliche zu kommen. Zwei Schläuche befanden sich am anderen Ende des Rohres. Der erste verschwand irgendwo in der Tischplatte, und sie konnte nicht erkennen, wohin er führte. Der zweite jedoch

war nur kurz. Es war eine Art Mundstück daran, wie Großmutter es für ihre Zigaretten benutzte. Jedes Mal, wenn der Goldschmied es in den Mund nahm und hineinblies (während er einen zierlichen Hebel an dem Lötrohr in seiner Hand betätigte), bewegte sich oben das Flämmchen, wuchs, wurde größer und schrumpfte schließlich wieder zusammen.

Colleen stand von ihrem Beobachtungsposten in der Ecke auf und ging zu den Arbeitern hinüber. „Was tust du da?“

Der Mann mit dem lustigen Schnurrbart nahm das Schlauchende aus dem Mundwinkel und hängte das Rohr an einen Ständer. „Ich löte eine Schiene an den Ring, mein Kleines“, sagte er und tippte mit einer Pinzette an ein bräunlich-rotes Etwas, das Colleen unmöglich als Ring akzeptieren konnte.

„Das ist kein Ring“, sagte sie.

Der Mann schob die Unterlippe vor. „Vielleicht hast du recht.“ Dann lachte er leise. „Sieht wirklich nicht aus wie ein Ring, was?“

„Was ist eine Schiene?“

„Oh, das ist der Reif – der Teil vom Ring, durch den man den Finger steckt.“

Sie schien mit der Antwort zufrieden. Dann stützte sie beide Ellenbogen auf den Tisch. Ihr Kinn ruhte auf ihren Handflächen, als sie fragte: „Wie heißt du denn?“

„Für dich Mr Osbourne“, sagte der Goldschmied.

„Und du musst alles machen, was mein Dad dir sagt, Mr Osbourne, stimmt's?“ Sie konnte mit ihren acht Jahren sehr wohl zwischen Chef und Arbeitern unterscheiden.

Zwar wusste Colleen, dass ihr Vater den Betrieb vor einigen Jahren übernommen hatte, aber sie hatte keinen blassen Schimmer, was er dort eigentlich tat. In Wahrheit kümmerte er sich nämlich allein um die Geschäfte. Er stand im Laden, ließ den betuchten Kunden eine

hervorragende Beratung angedeihen und sorgte dafür, dass es ihnen an Luxusgütern nicht mangelte. Tagtäglich überprüfte er die Lagerbestände, kaufte bei Bedarf die gängigsten Juwelen und Perlen nach und achtete darauf, dass die Arbeiten für die Woche verteilt waren und die Termine eingehalten wurden. Colleens Dad war der Kaufmann – von der Fertigung der Schmuckstücke und dem Umgang mit den edlen Metallen hatte er allerdings keine Ahnung. Aus diesem Grund hatten die Goldschmiede, unter denen es Männer gab, die ihr halbes Leben nichts anderes getan hatten, als aus dem unansehnlichen Rohmaterial die kostbarste Augenschmeichlerei zu zaubern, im heimeligen Reich ihrer Werkstatt relativ freie Hand.

Der Goldschmied drehte das Stück pechschwarzer Holzkohle herum, das ihm als Unterlage für den halbfertigen Ring diente. „Jaaha.“ Er verstellte die Stimme, bis sie ganz tief und brummig klang, und verzog das Gesicht zu einer bedrohlichen Maske. „Und wenn ich es nicht tue, dann ...“ Das letzte Wort dehnte er, als bestünde es aus zwanzig Silben. Dann nichts. Er hob nur den Zeigefinger, denn ihm fiel offenbar nichts wirklich Schreckliches ein. Über das ganze Gesicht grinsend fuhr er mit seiner Arbeit fort.

„Du weißt, was Dad gesagt hat.“ Ihr Bruder blickte ihr koboldhaft über die Schulter. „Du störst den Mann. Dad hat gesagt, wir sollen nicht stören.“

„Hab ihn gar nicht gestört, Schlaumeier“, giftete sie zurück. Adam hatte es aber auch immer nötig, sich aufzuspielen, wenn sie zu zweit waren; dabei war er gerade mal ein Jahr älter als sie. Colleen beugte sich wieder über den Werkstisch. „Ich hab dich nicht gestört, oder?“ Das war keine Frage, sondern eine Feststellung gewesen.

Der Goldschmied runzelte die Stirn.

„Was wird das?“, fragte Adam. Angestrengt sah er dem Mann zu.

„Ein Ring natürlich, du Dummkopf“, gab Colleen rasch zur Antwort. Sie bemerkte (nicht ohne Genugtuung), dass dem Mann

mit dem lustigen Bart um ein Haar das Schlauchende aus dem Mund gefallen wäre, und sie musste sich ein Kichern verkneifen.

„Selber Dummkopf“, sagte Adam.

„Sei still.“ Sie stieß ihm ihren Ellenbogen in die Seite. „Jetzt wird’s spannend.“

Das Lötrohr kam erneut zum Einsatz. Der Goldschmied blies sachte in das Mundstück und die Flamme wurde größer und größer, wobei sie wie ein im Wind wehendes bläulich-rotes Tuch über den vermeintlichen Ring leckte, bis das Metall hell aufglühte. Unvermittelt erstarb die rauschende Flamme, und das Rohr wurde zurück auf den Haken gehängt. Colleen und ihr Bruder, der sich die Hände schützend vor die Augen hielt (was seine kleine Schwester zu einem gehässigen Grunzlaut veranlasste), wichen erschrocken zur Seite, als der Goldschmied den Ring mithilfe der Pinzette aufhob und in ein Glas mit Wasser tauchte. Zischend und gurgelnd erkaltete das Metall.

„Angsthase, Angsthase“, sang das Mädchen. Dabei hüpfte es von einem Bein auf das andere.

In diesem Augenblick schrillte die Ladenglocke.

Was für ein entsetzliches Geräusch, dachte Colleen, es hörte überhaupt nicht mehr auf. Der Mann mit dem lustigen Schnurrbart schnellte plötzlich in die Höhe, so als hätte er Sprungfedern unter den Schuhsohlen. Zwei, drei der anderen Arbeiter waren ebenfalls von ihren Stühlen aufgesprungen. Sie wusste nicht recht, was das zu bedeuten hatte.

Es war nicht die Türglocke, die da kreischte, es war ihr Dad. Er taumelte rückwärts in die Werkstatt hinein – ein schwarzes Tuch in der rechten Hand und die linke um den Schaft des Messers geschlossen, das aus seiner Brust ragte. Sein Schreien wurde kläglich leise, als er auf den kalten Steinboden schlug, und schließlich verstummte er.

Sie waren zu fünft.

Vier der Gesichter schwarze Schatten.

In ihren Fäusten blitzten Klingen. Wie eine Wand aus hässlicher Schwärze waren sie, und diese Wand begrub gerade ihren Dad unter sich.

Colleen schrie.



ERSTER TEIL



MORGENSTUND' HAT GOLD IM MUND

Der Himmel über London war klar. Die nebelige Dunstglocke des Vortages hatte sich aufgelöst, und es versprach ein warmer und sonniger Morgen Mitte September zu werden. Es war das Jahr 1893. Jenes Jahr, in welchem die Welt ihr Augenmerk skeptisch auf Neuseeland gerichtet hatte. Man sprach vom Verfall der Moral, man sah sich einer unglaublichen Bedrohung ausgesetzt, man zitterte und schauderte bei dem Gedanken daran, eine Welle weiblicher Gewalt könne amazonenhaft und feministisch auf die heilen Kontinente männlicher Herrschaft schwappen und sie überspülen. Kurzum, die Erde war in ihren Grundfesten erschüttert worden, weil ein abtrünniges Land kapituliert und den Frauen das Wahlrecht zugesprochen hatte. Was dabei herauskam, wenn man dem schwachen Geschlecht zu viele Freiheiten gestattete, war der Kirche seit Adam und Eva hinlänglich bekannt, und als Murray's Magazine in der Montagsausgabe einen Artikel über den steigenden Obstkonsum der britischen Damenwelt (mit dem Titel „Die Vertreibung aus dem Paradies“) veröffentlichte, sahen gelehrte Geistliche und bibelfeste Aristokraten bereits den Tag des Jüngsten Gerichts am Horizont heraufdämmern.

Mr Archibald Horne, dem es niemals in den Sinn gekommen wäre, sich als besonders gottesfürchtig zu bezeichnen, faltete, immer noch schläfrig, Murray's Magazine zusammen und sah mit leisem Schrecken zur Obstschale auf dem Frühstückstisch hinüber. Er war viel zu spät aufgewacht, und in seinem Schädel schien ein Sturm zu tosen.

Catherine, seine Frau, die seit gut zwei Jahren ein mehr oder weniger strenges Regiment im Hause Horne führte, wog den Apfel wie ein Wurfgeschoss in der Hand, ehe sie hineinbiss. Zaghafte kauend sah sie Archibald an und lächelte. „Habe ich irgendeinen Ausschlag im Gesicht?“ Ihr Lächeln wurde breiter.

„Bitte was?“ Ihm wurde plötzlich klar, dass er sie mit großen Augen angestarrt hatte, und er blinzelte hektisch. „Nein, nein. Ich dachte nur gerade an diesen bemerkenswerten Artikel. Frauen seien gefährlich, schreiben sie da. Was meinst du?“ Trotz seiner pochenden Kopfschmerzen grinste er verschmitzt.

„Natürlich sind wir gefährlich. Sehr sogar. Und grins nur nicht so.“ Catherine lächelte und zog die Augenbrauen hoch. „Wir werden ziemlich unterschätzt, weil man uns für schwach und schutzbedürftig hält.“

Archibald dachte darüber nach und stimmte ihr zu. „Also dich, Liebes, halte ich sogar für außerordentlich gefährlich. Vielleicht fühle ich mich auch deshalb so hundeeelend, weil du mir gestern irgend so ein Gift ins Abendessen gemischt hast.“

Begeistert entgegnete sie: „Oh ja! Ich nahm Laudanum und mischte es unter die Erbsen.“

„Hoffentlich vergisst du nicht, das Rezept deiner Stiefmutter zu geben, ich glaube, sie kennt es noch nicht.“ Er warf ihr einen Kuss zu. Vor drei Tagen erst war sie aus den Ferien bei ihr zurückgekommen.

„Ach, mach sie nicht immer so schlecht, Archie. Ich habe sie wirklich sehr gern.“ Sie schüttelte den Kopf. „Hauptsache, du vergisst nicht, Mr Wigfield um eine Gehaltserhöhung zu bitten. Du weißt, wie sehr wir das Geld brauchen.“ Jetzt blinzelte sie ihn mädchenhaft an. „Es ist übrigens bereits zwanzig vor acht, mein Lieber.“

„Was? Großer Gott!“ Archibald warf einen verzweifelten Blick auf seine Taschenuhr, schleuderte die Zeitung auf den Tisch und sprang wie von Nadeln gestochen auf. „Catherine, oh Gott, warum sagst du denn nichts? Ich komme zu spät!“ Eine halbe Sekunde später war er in seinen leichten Mantel geschlüpft und band sich, auf einem Fuß stehend, die Schnürsenkel zu.

„Ich liebe dich, Archie.“ Catherine umschlang ihn mit den Armen und drückte ihm einen Kuss auf die Lippen. „Liebst du mich auch?“

„Verdammt!“ Bei dem Versuch, eine doppelte Schleife zu binden, fiel er beinahe um. „Aber natürlich doch. Ich liebe dich. Aber jetzt muss ich wirklich los. Habe ich Sandwiches?“

Sie reichte ihm seine Tasche und klopfte mit der flachen Hand darauf. „Alles da drin. Bis heute Abend.“ Als sie ihm die Haustür öffnete, weil er im Flur nach seinem Hut suchte, sagte sie: „Pass auf dich auf, und renn um Gottes willen nicht unter den Bus.“

Archibald verdrehte die Augen und nickte. „Ich werd’s beherzigen, Schatz. Bis heute Abend.“ Er hastete auf den Gehsteig hinaus und spurtete davon. Der Mantel wehte in der Morgenluft.

„Die Schlüssel, Archie!“, rief sie ihm hinterher, wobei sie den klimpernden Bund hoch über ihren Kopf hielt und damit herumfuchtelte. „Du hast die Schlüssel vergessen!“

Er blieb stehen, wandte sich um und sah sie winken. „Ja, ich liebe dich auch!“, rief er zurück. Dann rannte er am Rinnstein entlang und bog nach rechts in die Ave Maria Lane ein.

Als Archibald Horne bei Somerset House aus dem Bus auf die Straße sprang und sich das Knie schmerzhaft an der Strebe eines Geländers prellte, drang von irgendwoher der schwere Klang einer Kirchenglocke an seine Ohren. Viertel nach acht. Zu Fuß wäre er wahrscheinlich schneller gewesen. Zu seinem Unglück stellte er außerdem fest, dass er sich auf der falschen Straßenseite befand.

Was für ein Tag! Er spähte über die Straße und suchte nach einer Lücke im Verkehr. Er wich einem heranpolternden Viehwagen aus, bahnte sich einen Weg durch wartende Droschken und erreichte vollkommen außer Atem die Nordseite des Strand, wo er zu allem Überfluss einen Haufen Hundefäkalien übersah und ausglitt. Fluchend taumelte Archibald vorwärts, direkt in die Arme einer ihm entgegenkommenden Passantin. Wenn das so weiterging, würde er vermutlich doch noch unter einem verdamnten Pferdehuf enden.

„Passen Sie doch auf, wo Sie hinlaufen, Sie Sittenstrolch“, zischte die junge Lady. Sie machte sich aus seiner Umklammerung los und eilte kopfschüttelnd und murmelnd davon. Ihr roter Hut schimmerte in der Morgensonne leicht violett. Ihre Schuhe klapperten auf dem Pflaster.

Ein herrlicher Morgen, um im Boden zu versinken, fand Archibald. Halbherzig strich er den Kot von seinem Schuh an einem Fahrradständer ab und setzte seinen strapaziösen Marsch zur Arbeit im Eiltempo fort.

Es war fast halb neun, als er das kleine Ladenlokal der Messrs Greenland, Grand & Wigfield erreichte. Sein Haar war zerzaust, ein Zipfel seines Hemdes lugte zerknittert über den Hosenbund, und die ungewohnte Geschwindigkeit hatte ihn ins Schwitzen gebracht. Ehe Archibald zum Messingknopf der Ladentür griff, blieb er noch kurz vor den Auslagen des Schaufensters stehen und überprüfte sein Spiegelbild in den Scheiben.

Er stopfte das Hemd in die Hose und schüttelte den Kopf. Alles in allem sah er wie jemand aus, der einen langen Tag harter Arbeit hinter sich gebracht hatte.

Die Glocke schlug zur halben Stunde.

Der Verkaufsraum lag im Dunkeln. Keine der zahlreichen Lampen brannte. Das war merkwürdig, zumal das Geschäft seit acht Uhr geöffnet war und Mr Wigfields Pedanterie einem ausgewachsenen

Fetisch gleichkam. Archibald erinnerte sich an einen Tag im letzten Frühjahr, kurz nachdem man ihn eingestellt hatte. Wigfield hatte ihm aufgetragen, den Laden zu schließen, während er selbst mit Hingabe die Zahnräder der Goldwalze eingeölt und die Feilung aus den Fellen unter den Werkbrettern zusammengefeigt hatte. Er hatte gerade die Lichter gelöscht und war im Begriff gewesen, die Tür zu verriegeln, als der Werkstatteiter ihm seinen spitzen Finger in den Rücken gebohrt und Archibald mit anklagenden Blicken bedacht hatte. „Niemals, hören Sie“, hatte er gemahnt, „niemals die Lampen aus, solange das Geschäft nicht geschlossen ist, Mr Horne. Niemals! Wir wollen unserer Kundschaft doch Gelegenheit geben, die erlesenen Juwelenarbeiten in der Auslage bei Licht betrachten zu können, nicht wahr, Mr Horne? Erst wenn die Gitter vorgelegt sind, haben wir offiziell geschlossen. Aber das nur am Rande; für die Zukunft wissen Sie ja dann Bescheid.“ Und Archibald hatte genickt und geschluckt.

Jetzt waren die Lampen aus.

„Na, endlich rührt sich was.“ Die schrille, zittrige Stimme einer Frau, gefolgt vom heiseren Bellen eines Hundes, riss ihn aus seinen Überlegungen. „Was ist denn hier los? Ich bin es nicht gewohnt, dass man mich warten lässt.“ Es war Miss Lydia Rose, eine exzentrische alte Jungfer, die sich augenblicklich aus dem Ledersofa links von ihm schälte und ihren Pudel auf den Boden setzte.

„Guten Morgen, Miss Rose. Wie schön, dass Sie uns mal wieder beehren.“ Lieber Gott, die hatte ihm gerade noch gefehlt. Er lächelte sie verbindlich an. „Sie werden bereits bedient?“

„Nichts werde ich!“ Der Griff ihres Stockes schoss hoch. „Man lässt mich warten, junger Mann. Ich kann es nicht ausstehen, wenn man mich warten lässt.“ Die alte Lady war ganz nahe an ihn herangerückt. Ein Paar harter, von Falten und Tränensäcken eingerahmter Augen blinzelte Archibald argwöhnisch von unten her an. Dann rümpfte Miss Rose die Nase und wandte ihr spitzes

Gesicht mit dem fliehenden Kinn und der immerfort arbeitenden Kiefermuskulatur ihrem grässlichen Pudel zu. Der hatte sich in Archibalds linken Hosenaufschlag verbissen und war hartnäckig damit beschäftigt, ihn zu zerstören. „Verbrannter Speck.“

„Wie meinen?“ Mr Horne hatte sich, das quiekende und knurrende Etwas immer noch wie einen Klotz am Bein, bis zu den Lichtschaltern hinter dem Ladentisch vorgearbeitet.

Surrend sprangen die Lampen an.

„Dieser Gestank, junger Mann“, sagte Miss Rose. „Mr Wigfield hat sein Frühstück anbrennen lassen.“

„Oh, ich glaube, ich bin da vorhin in etwas hineingeschlittert ...“ Und er spreizte einen Schuh ab, an dem Hundekot trocknete.

Die alte Dame kaute sichtlich verärgert auf ihrem Gebiss herum. „Sie denken wohl, ich könnte gebratenen Speck nicht von Hundescheiße unterscheiden, was, junger Mann?“ Der Stock lag bedrohlich lose in ihrer Hand. „Ich sage Ihnen, er hat sein Frühstück anbrennen lassen. Vielleicht ist er eingeschlafen. Kein Wunder, wenn er jeden Tag so hart arbeitet.“ Der Blick, mit dem Miss Rose Mr Horne bedachte, verriet, dass sie ihn hingegen für alles andere als einen harten Arbeiter hielt.

Jetzt bemerkte Archibald es auch. Es roch mehr nach Hühnchen als nach Speck. Ein eigenartig süßlicher Geruch, nicht sehr penetrant und irgendwie fade. „Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen würden? Ich will mal nach dem Rechten sehen, Miss Rose.“

„Das sollten Sie auch, junger Mann.“

Er tauchte für eine Sekunde hinter die Verkaufstheke. Der Pudel jaulte auf und preschte mit eingezogenem Schwanz davon.

„Penelope!“, keifte Miss Rose und schwang den Stock. „Was haben Sie ihr angetan? Sehen Sie nur, Sie ungehobelter Flegel haben ihr das Pfötchen gebrochen!“

Nichts dergleichen hatte Archibald getan. Er hatte dem Hündchen einen Klaps auf den verwöhnten Hintern gegeben. Das empfindliche Pfötchen hatte er überhaupt nicht angerührt. Aber Penelope schien über beachtliches schauspielerisches Talent zu verfügen. Sie rollte sich winselnd zu Füßen ihrer Besitzerin zusammen und leckte sich theatralisch den Vorderlauf.

Archibald schlug den Vorhang beiseite, der den Verkaufsraum von den Werkstätten trennte, und schaute über die Schulter zurück. Miss Rose kniete am Boden. Ihre sehnige Hand tätschelte den Kopf der sterbenden Penelope, wobei sie unablässig „Armes, tapferes, kleines Ding, was hat er dir nur angetan?“ vor sich hinhinmurmelte.

„Der Kunde ist König“, hatte Wigfield ihm eingebläut, „vor allem der Stammkunde. Ganz gleich, was geschieht, haben Sie immer ein freundliches Wort parat.“

„Es tut mir leid, Miss Rose“, meinte Archibald. „Wenn sie stirbt, werden wir sie Ihnen selbstverständlich ersetzen.“ Als sich der Vorhang hinter ihm schloss, konnte er sie beide um die Wette knurren hören – den Hund und die Lady.

Hier war der Hühnchengeruch stärker, fast würzig.

Der junge Goldschmied durchquerte den Raum mit den mannshohen Walzen und trat durch eine Schiebetür in der Mitte in den Bereich der Werkstatt, der für Juwelenarbeiten vorgesehen war. Normalerweise war Wigfield dort zu finden. Ekstatisch über eine Platinarbeit gebeugt und Brillanten in die Krappenfassungen setzend.

Nicht jedoch heute.

Sein Platz am Fenster war unberührt, verlassen, verwaist.

Es gab noch zwei weitere Räume. Der erste war mit fünf Werkbrettern ausgestattet, von denen lediglich zwei täglich besetzt waren, weil Wigfield und er die beiden einzigen Angestellten waren. Hier entstanden die eigentlichen Kostbarkeiten und Kleinodien.

Wigfield gehörte das Juweliergeschäft nämlich nicht; er war lediglich Teilhaber und hatte den Posten des Werkstattleiters inne. Die Herren Greenland & Grand kannte Archibald nicht. Nach allem, was Wigfield ihm erzählt hatte, war ihr Interesse an dem Geschäft nicht allzu groß. Der Werkstattleiter hatte ihm gegenüber nie einen Hehl daraus gemacht, dass er die Gentlemen für ausgemachte Snobs hielt. Einer von ihnen lebe noch hier in London, sei ein Ausbund an Faulheit und verprasse das Erbe des Firmengründers, hatte er gesagt. Und der andere? Der wäre so ein Predigertyp gewesen und leite jetzt in Südafrika wahrscheinlich eine Leprakolonie.

Nichts, niemand.

„Mr Wigfield, Sir?“ Archibald blieb stehen. Vom Werkstattleiter keine Spur. Er bemerkte, dass die Lötlampe auf Wigfields Tisch brannte und eine granatbesetzte Silberbrosche auf der Arbeitsfläche lag. Er setzte sich zögernd wieder in Bewegung. „Mr Wigfield?“

Der Brandgeruch, da war Archibald jetzt sicher, rührte von etwas her, das sich im hinteren, letzten Teil der Werkstatt befinden musste. Der Raum, in dem die Schmiedewerkzeuge aufbewahrt und Gold und Silber geschmolzen wurden. Der Raum mit der Esse.

Der Hühnchenduft war mittlerweile dermaßen intensiv, dass er dem jungen Goldschmied Übelkeit bereitete. Seine Kehle fühlte sich an, als wäre sie mit Schimmelpilzen gefüllt, und er musste mehrmals heftig schlucken.

Die Tür war nur angelehnt. Als er die Klinke ergriff und die untere Kante des verzogenen Türblattes hörbar über den nackten Steinfußboden schabte, da hoffte Archibald noch, seinen Chef bei der Arbeit vorzufinden. „Mr Wigfield?“, sagte er und trat ein.

Der Werkstattleiter antwortete nicht. Er saß auf einem Stuhl vor dem hüfthohen Schmelztisch mit den grauen Schamottziegeln, den Kopf in den Nacken gelegt, und strahlte eine ungewohnte Ruhe aus. Wigfields Mund war wie zu einem Schrei geöffnet. Bräunliche

Rauchschwaden stiegen daraus auf und kräuselten sich um das, was von seinen Lippen noch übrig geblieben war.

Vor Archibalds Augen entstanden bunte, sich überlagernde Farbkreise und Spiralen. Durch das Rauschen in seinen Ohren hindurch hörte er einen entsetzlichen Schrei. Er hielt sich reflexartig die Hand vor den Mund, als er feststellen musste, dass er selbst es gewesen war, der geschrien hatte. Seine Beine fühlten sich auf einmal weich und biegsam an, wie Silberdraht. Der süßliche Gestank raubte ihm den Atem, und er glaubte, unweigerlich ersticken zu müssen, wenn er nicht augenblicklich das Fenster aufriss. Er nahm sich zusammen, sprang zum Fenster hinüber und entriegelte es.

Der Rauch zog ab.

Archibald ließ sich auf den Boden sinken und wartete, bis die Übelkeit verging und die bunten Kreise verblassten.

Dann erhob er sich wieder.

Der Werkstatteleiter allerdings blieb weiterhin reglos sitzen, den schielenden Blick zu den feinen Rissen im Verputz der Decke aufgerichtet und die gefesselten Hände um die eisernen Stuhlbeine gekrampft.

Miss Lydia Rose und ihr kläffender Pudel warfen ihm maliziöse Blicke zu, als Archibald zitternd und blass hinter dem Vorhang auftauchte und in den Verkaufsraum taumelte.

„Er *hat* es anbrennen lassen, nicht wahr?“ Sie krächzte wie eine Krähe. „Werde ich nun endlich bedient, oder muss ich bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag warten, junger Mann?“

„Er ist tot.“ Archibald wackelte mit dem Kopf. „Mr Wigfield ist tot.“

„Unverschämtheit!“, zischte Miss Rose.

Während der ganzen langen Zeit seines Bestehens dürfte das kleine Juweliergeschäft am Strand wohl keinen solchen Zulauf erfahren haben, dachte Chief Inspector Donald Sutherland Swanson von Scotland Yard, als er gemeinsam mit seinem Sergeant Peter Phelps am Tatort eintraf, um die Leiche in Augenschein zu nehmen. Im Verkaufsraum und dem hinteren Teil der Werkstatt drängte sich ein gutes Dutzend Männer zusammen. Es war Spätsommer, die meisten der Anwesenden trugen Polizeiuniformen, und kein einziger von ihnen war wegen des Schmuckes in den Vitrinen gekommen.

Swanson hatte sich bereits auf eine ruhige Woche auf dem Land gefreut. Hätte sich der Mord nur einen Tag später ereignet, wäre er bereits im Urlaub gewesen, den er bei seiner Familie zu Hause in Surrey hatte verbringen wollen. Mit Gartenarbeit, ausgedehnten Spaziergängen mit seiner Frau und vielleicht dem Besuch seiner beiden Söhne, die in Cambridge studierten. Doch Mörder scherten sich nun mal nicht um Urlaubspläne, wie ihm Sir Edward Bradford, der Commissioner von Scotland Yard, heute Morgen schulterklopfend mit auf den Weg gegeben hatte. Je schneller Sie den Fall abschließen, hatte er gesagt, desto eher können Sie Ihren Urlaub antreten. Bei jedem anderen hätten diese Worte nur so vor Sarkasmus getriefft, doch aus Bradfords Mund hatten sie vollkommen ernsthaft und vernünftig geklungen. Der Mann war ein Pragmatiker durch und durch. Swanson mochte ihn. Bradford war ein Polizeibeamter, der sich hochgearbeitet hatte. Vom einfachen Constable zum Chef von Scotland Yard. Ein Umstand, der auf die allerwenigsten Commissioner zutraf, hatten die meisten doch ihren Posten allein dem Zusammenspiel einflussreicher Seilschaften und Verbindungen zu verdanken gehabt.

Während er die Räume durchquerte, nickte Swanson den uniformierten Polizisten zu, die er zwar nicht alle namentlich, aber doch vom Sehen kannte, und sah sich den Toten an.

Die Hände mit Draht gefesselt. Der Kopf im Nacken. Die Augen entsetzt aufgerissen. Schwache Rauchschwaden stiegen noch immer aus der verbrannten Mundhöhle auf. Wenn Swanson einen Tatort betrat, nahm er zunächst die Fakten auf. Wie war dieser Mensch zu Tode gekommen? In diesem Fall war es offensichtlich: Der Mörder hatte den Mann auf den Stuhl gesetzt und ihm das geschmolzene Gold in den Rachen gegossen. Doch was Swanson stets weit mehr interessierte, war das Vorgehen des Täters. Was hatte Gordon Wigfields Mörder an unnötigen Schritten unternommen? Wieso hatte er sich solche Mühe gemacht? Hätte es nicht gereicht, ihn zu erschlagen oder zu erschießen? Sich diese Fragen zu stellen half Swanson, sich ein Bild vom Täter zu machen. Das Fesseln am Stuhl, das Einschmelzen des Goldes. Was für ein sinnloser Aufwand. Für ihn deutete all das auf großen Hass oder blinde Eifersucht als Motiv. Während er um den Leichnam herumging, diktierte er seinem Sergeant, der alles in seinen Notizblock schrieb. Peter Phelps war Swanson vor gut sechs Jahren als Detective Constable unterstellt worden und hatte es in Rekordzeit zum Sergeant gebracht. Ein Mann mit Biss. Auch wenn man nicht umhinkam, ihn ab und an zu bremsen.

Nachdem Swanson und Phelps sich einen kurzen Überblick verschafft hatten, stellte ihnen der wachhabende Constable den jungen Mann vor, der die Leiche gefunden hatte.

„Wie spät war es, als Sie die Leiche fanden, Mr Horne?“, fragte Swanson.

„Gegen zwanzig vor neun etwa.“ Archibald Horne zog die Schultern hoch und schüttelte den Kopf. „Ich hatte mich verspätet, wissen Sie?“

Swanson nickte und Sergeant Phelps kritzelte etwas in seinen Block. „Man hat ihn also auf den Stuhl gefesselt und ihm dann das geschmolzene Gold in den Mund gegossen?“ Er blickte Archibald fragend an.

„Na, hören Sie mal!“, sagte Horne. „Ich habe nicht dabeigestanden.“

Swanson konnte die Angst in seinem Blick sehen. Ganz offensichtlich hatte er das unangenehme Gefühl, ihr einziger Verdächtiger zu sein. Er legte Horne eine Hand auf die Schulter und sagte freundlich: „Sehen Sie, mein Junge, ich weiß, wie unangenehm das für Sie ist. Aber machen Sie sich bitte keine Sorgen. Alles, was wir wollen, ist herausfinden, wer dem Mann das angetan hat.“ Er lächelte ihn aufmunternd an.

Archibald Horne nickte.

„Wie geht das vonstatten?“, fragte Swanson dann und wies in die Ecke der Werkstatt, wo die Tiegel standen und noch immer der Leichnam saß.

„Vonstatten? Was meinen Sie damit?“

„Das Verflüssigen von Gold, meine ich. Wie stellt man es an, Mr Horne?“ Swanson verschränkte die Arme vor der Brust und wartete.

„Es wird eingeschmolzen. Man gibt es in einen von den Tiegeln da drüben und stellt es in den Koksofen. Das ist das große gemauerte Ding dort hinten mit dem schwenkbaren Deckel. Wenn das Gold flüssig ist, nimmt man den Tiegel heraus – dazu benutzt man eine von diesen langen Zangen.“ Archibald streckte die Hand aus und zeigte darauf. Sie hingen sorgfältig aufgereiht an der gegenüberliegenden Wand.

„Was geschieht dann?“, fragte Sergeant Phelps. „Wohin mit dem geschmolzenen Metall?“

„Nun ja –“ Archibald zögerte. „Es wird in die Kokille gegossen, Sir.“

„Kuk... Kuk...“ Der Scotland-Yard-Beamte starrte ihn entgeistert an. „Zum Kuckuck, *Kehle* wollten Sie sagen, wie?“

So ruhig er konnte (denn die schlichte Anwesenheit seines toten Arbeitgebers machte ihn ziemlich nervös, wie er zugab), erklärte Archibald dem Sergeant, dass es sich bei der sogenannten Kokille um eine Gussform handelte.

„Es ist also ein gewisses Maß an Fachkenntnis vonnöten“, sagte Swanson, während Phelps' flinke Bleistiftspitze über das Papier seines aufgeklappten Notizblocks kratzte. „Würden Sie mir da zustimmen, Mr Horne?“

„Ich denke schon. Der Ofen muss angefeuert werden, und es dauert eine Weile, bis er die richtige Temperatur erreicht hat. Man gibt zu Anfang nur wenig Koks hinein; erst wenn es glüht, folgt der Tiegel. Zwischendurch wird immer wieder Brennstoff aufgefüllt, bis die volle Tiegelhöhe erreicht ist, und das dauert seine Zeit. Während des Schmelzprozesses muss ständig Koks nachgelegt werden, damit ...“

„Schon gut, schon gut, Mr Horne.“ Swanson hob lächelnd beide Hände. Schließlich hatte er nicht vor, bei Archibald in die Lehre zu gehen. „Nicht ganz simpel, wie ich höre.“

„Allerdings nicht. Nichts ist simpel an unserem Beruf.“

„Ein Fachmann also?“, fragte Sergeant Phelps. „Ein Goldschmied wie Sie und der selige Wigfield, nicht wahr?“ Der Block wurde zugeklappt. „Wie kamen Sie mit Ihrem Chef aus, Mr Horne? Was hatten Sie für ein Verhältnis zu ihm? War es ein freundschaftliches, oder würden Sie es als eher gespannt bezeichnen?“

Als ob es nur diese zwei Möglichkeiten gab, dachte Swanson bei sich. Phelps war ein Heißsporn, der bei Vernehmungen noch manchmal über das Ziel hinausschoss, das wusste Swanson, aber er ließ den Sergeant vorerst gewähren und schwieg.

„Er war mein Arbeitgeber“, sagte Archibald. „Und ich verhielt mich dementsprechend. Es war ein Arbeitsverhältnis wie jedes andere. Einer muss ja das Sagen haben.“

„Und es hat Sie nicht insgeheim gestört, dass nicht Sie es waren, der das Sagen hatte?“

„Nein, Sir, das hat es nicht.“

„Aber unbedingt gemocht haben Sie Mr Wigfield auch nicht, was?“ Phelps hatte es augenscheinlich auf ihn abgesehen. „Man weiß ja, wie das so geht. Dies ewige Duckmäusern vor dem Chef, hm? Seine Launen ertragen zu müssen, herumgescheucht zu werden ...“ Der Sergeant war ins Schwärmen geraten.

Swanson schmunzelte. Er fragte sich, ob Phelps aus eigener Erfahrung sprach. Er hoffte, nicht.

„Das tägliche Auf und Ab des Lebens“, bemerkte Archibald. „Ich nehme an, jeder kennt das. Es gibt immer gute und schlechte Tage.“

„Ja“, stellte Phelps fest, „und Mr Wigfield hat heute einen der ganz schlechten erwischt.“

„Kommen Sie mal, Phelps“, sagte Swanson und nahm den Sergeant beiseite. „Ich fürchte, zu zweit schüchtern wir den jungen Mann bloß ein. Ich denke, ich komme hier zurecht. Tun Sie mir den Gefallen, und nehmen Sie unterdessen die Aussage der alten Lady auf, die vorne im Verkaufsraum wartet.“

„Wie Sie meinen, Sir.“

„Erzählen Sie mir bitte, wie Sie den Toten auffanden, Mr Horne“, sagte Swanson, als Phelps gegangen war. „Ist Ihnen irgendetwas aufgefallen? Etwas, das anders war als sonst?“

Archibald Horne trat nervös von einem Fuß auf den anderen. „Wie ich schon sagte, ich war spät dran heute Morgen. Daher wunderte ich mich darüber, das Geschäft geöffnet, aber unbeleuchtet vorzufinden. Das war schon sehr ungewöhnlich. Und als ich dann Miss Rose, eine gute Kundin, wartend im Verkaufsraum vorfand, hatte ich gleich ein ungutes Gefühl. Man kann ja immer mal krank werden. Mr Wigfield hatte ein aufbrausendes Gemüt. Sein Herz

vielleicht, dachte ich. Er war ja auch nicht mehr der Jüngste. Aber wer denkt schon gleich an so was ...“

„Verstehe. Fahren Sie fort, Mr Horne.“

„Ich ging in die Werkstatträume und rief nach ihm.“ Er schauderte. „Und dann fand ich ihn. Es war schrecklich. Einfach schrecklich.“

Ein Constable in Uniform tauchte neben ihnen auf und erkundigte sich, ob man die Leiche nun fortschaffen könne, da der Arzt mit der vorläufigen Untersuchung so weit fertig wäre.

„Ja, bringen Sie sie weg“, sagte Swanson.

„Außerdem lässt Sergeant Stedman anfragen, ob er die Tiegelzange ins Labor mitnehmen darf, Sir.“

„Er soll alles mitnehmen, was er für nützlich hält.“ Trotz seiner Offenheit den geheimnisvollen wissenschaftlichen Methoden der noch jungen forensischen Abteilung des Yard gegenüber war Swanson ein skeptischer Mann der alten Schule. Er fuchtelte mit der Hand und meinte scherzhaft: „Aber sagen Sie ihm, er soll nicht wieder Säure draufschütten.“

„Ich werd's ihm ausrichten, Sir.“

„Und schicken Sie mir den Doktor her. Ich habe da auch noch einige Fragen.“

„Jawohl, Mr Swanson, Sir.“ Der Constable salutierte und trat weg.

„Abrahamsen“, flüsterte der Polizeiarzt mit einer Stimme, die so brüchig klang wie uraltes Pergament. „Dr. Alfons Abrahamsen.“ Er war ein kleiner, vornübergebeugt stehender Mann von sicherlich siebzig Jahren. Er reichte dem Beamten gerade mal bis ans Kinn, und seine Haut war ebenso braun und rissig wie der glimmende Zigarrenstumpfen, der zwischen seinen Zähnen steckte. Ständig blinzelte er, als wolle er Fliegen damit verscheuchen.

„Was können Sie mir zur Todesursache sagen, Dr. Abrahamsen?“